



[www.MinisterieVanPropaganda.org](http://www.MinisterieVanPropaganda.org)



**DAMALS  
IN EISLEBEN**

Dos

*Damals in Eisleben*



Schön ist unser Mansfelder Land; herb und doch so eigenartig schön. Und reich ist das Mansfelder Gebiet. Auf seinen Feldern reift gutes Brot und sein Schoß birgt kostbare Schätze — schwarzes und rotes Gold: Kohle und Kupfer.

Und unser ist dieses Land. Uns, den Arbeitern und Bauern, gehört sein Reichtum.

Viele haben das schon vergessen, daß das nicht immer so war, daß erst ein Jahrzehnt ins Land gegangen ist, seit wir das änderten. Dabei sind die meisten von uns mit zusammengebissenen Zähnen durch jene Zeit gegangen, da uns der Reichtum, den wir unter und auf der Erde des Mansfelder Landes schufen, wie überall in Deutschland, aus den Händen gerissen wurde. Damals . . .

Damals — das ist die Vergangenheit. Mancher wird fragen: Warum sollen wir an die dunklen Täler unserer Not zurückdenken, wenn unser Weg von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr bergauf führt und heller geworden ist und heller wird? Ist es denn notwendig, sich an damals zu erinnern, als uns der salzig-brennende Schweiß die Kraft aus dem Körper laugte, als die versteinerten Lungen kaum noch das bißchen, zum Leben notwendige Quentchen Luft zu pumpen imstande waren, als manche Bergarbeiterfrau in

tränenloser Starre stand, wenn sie ihr den toten Mann nach Hause brachten? Sollen wir wirklich von der Not im Mansfelder Land sprechen, da wir doch diese Not bezwungen, die Lohn- und Zinsfron zerschlagen haben?

Wir saßen da zusammen: Kurt Kleeberg aus Wolferode, Karl Strozynski und Wilhelm Berndt aus Eisleben, Wilhelm Westphal aus Schrablau, Otto Bartnizek und Otto Lindner aus Röblingen und ich. Damals — im Jahre 1921 und in den folgenden Jahren — hatten wir gemeinsam gegen diese Not gekämpft: Kurt Kleeberg im Zentralen Aktionsausschuß, der unseren Kampf im Jahre 1921 leitete; wir anderen in den Korporalschaften der mitteldeutschen Arbeiterarmee.

„O ja — das ist notwendig und wichtig, darüber zu sprechen“, sagte Karl Strozynski, „denn das Heute wuchs aus dem Gestern, und das Morgen wird aus dem Heute geboren. Wir haben gestern gelitten, gearbeitet, gekämpft, haben Gutes vollbracht; uns sind aber auch Fehler unterlaufen. Sollen und müssen wir nicht aus beidem für das Heute und auch für das Morgen lernen? Wie könnten wir das aber, wenn wir nicht zurückdenken, wenn wir nicht auch von damals sprechen?“

Ja, wir Älteren erinnern uns oft dieser Notzeit, an die äußere und innere Pein. Täglich denken wir an sie, weil jeder Erfolg unseres Aufbaus, jedes neue Wohnheim, jede neue Schule, jede neue Kulturstätte, jedes frohe Lied, das aus einem Schulzimmer unserer Dörfer klingt — ja, jeder frohe Mensch, dem wir begegnen, uns an damals denken läßt, uns zu Vergleichen zwischen damals und heute zwingt. Wenn ich heute eine Frau beim Fleischer schimpfen höre, daß mal nur Schweinefleisch und kein Rindfleisch da ist, dann muß ich an die verhärmten Züge meiner Mutter denken, an ihre hoffnungslosen Augen, mit denen sie uns ansah, wenn sie zum Abendbrot die dünne Kohlsuppe auf den Tisch stellte. Wie anders sind doch die Sorgen einer Hausfrau und Mutter heute.

Neulich brauste ein junger Bergmann auf einem neuen Motorrad, sein Mädels auf dem Sozius, an mir vorbei. Das Mädels drehte sich nach mir um und lachte über mich, weil ich den Staub mit den Händen abzuwehren versuchte. Ob ich geschimpft habe? Nein. Ich habe mich von Herzen über die Freude der beiden jungen Menschen gefreut. Ich hatte ja selbst als junger Mensch damals den sehnlichsten Wunsch gehabt, ein Motorrad zu besitzen. Ich habe aber niemals von diesem Wunsch gesprochen. Alle hätten sie mich für verrückt erklärt — ein Bergmann und ein Motorrad? Das war damals einfach unvorstellbar; genauso unvorstellbar wie ein studierender Bergmanns- oder Bauernsohn.

Und wie ist das mit unserem Kampf? Damals kämpften wir darum, endlich Mensch zu werden und nicht mehr Arbeitssklave zu bleiben. Heute

aber kämpfen wir darum, niemals wieder Arbeitssklave zu werden und Mensch zu bleiben.

So drängen sich mir täglich, ja fast stündlich Vergleiche zwischen damals und heute auf. Meinen alten Kampfgefährten geht es nicht anders.

Doch ziehen alle solche Vergleiche, zieht unsere Jugend solche Vergleiche, um zu Schlußfolgerungen für die Gegenwart und für die Zukunft zu kommen? Es wird viele junge Arbeiter geben, die es tun. Es wird aber auch viele geben, die nicht in das Leben ihrer Väter zurückschauen, um daraus für das Heute und für das Morgen zu lernen. Viele wissen nicht einmal, was das heißt: Unsere Deutsche Demokratische Republik ist ein Staat der Arbeiter und Bauern, weil sie das Wesen der Arbeiter- und Bauern-Macht nicht kennen. Darum kennen sie auch noch nicht das Maß ihrer Rechte und auch noch nicht den Umfang ihrer Pflichten gegenüber diesem Staat, gegenüber ihrer Klasse.

Das soll ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Denn wir — die alten Arbeiter — sind daran schuld, daß das so ist. Nicht die Jugend. Wir sprechen mit ihr zu wenig von damals. Was weiß ein Jugendlicher von der Macht der anderen? Ist es nicht unsere Pflicht, unserer Jugend bewußt zu machen, was das heißt: Wir haben die Macht! Ist es nicht unsere Pflicht, daß wir — die damals um die Macht voll glühender Begeisterung gekämpft haben — der Jugend erzählen, wie viele von uns im Kampf gefallen sind? Damals in Hamburg, im Ruhrgebiet, in Merseburg, in Weißenfels, in Halle und auch damals in Eisleben.

Wie hat doch mancher an den Gräbern der Helden der Märzstürme der Jahre 1920 und 1921 gestanden und ihren Opfertod für sinnlos gehalten. Sind die toten Helden von damals unserer Jugend schon zum leuchtenden Vorbild geworden? Ist der Jugend schon bewußt, daß das, wofür wir gekämpft und gelitten, wofür viele von uns ihr Leben als höchsten Preis einsetzten, heute in einem Teile Deutschlands — in der Deutschen Demokratischen Republik — Wirklichkeit ist? Darum ging doch damals unser Kampf: die großen Betriebe, die Schächte, die Eisenbahnen, die Kraftwerke, die Banken müssen uns gehören! Und heute gehören sie uns. Das Land gehört denen, die es pflügen, die die Saat in seinen Schoß legen, die die Saat pflügen und die Ernte nicht für die Spekulationsgeschäfte der Gutsbesitzer und Großhändler, sondern für das schaffende Volk bergen. Wir haben mit Hilfe der Armee des ersten Arbeiter- und Bauern-Staates der Welt, der Sowjetunion, die Industriemagnaten, Junker und Gutsbesitzer, das ganze Geschmeiß, das uns wie Zecken das Blut aussaugte, davongejagt. Aber sie hocken im anderen Teil Deutschlands wie Raubtiere auf dem Sprung, wollen uns unser Eigentum, unsere Freiheit, und unser Glück wieder entreißen.

wollen uns wieder in Sklavenketten schlagen. Das vergessen viele. Nicht nur unter der Jugend, sondern auch unter den alten Arbeitern.

Das vergessen sie wie jener Bergmann, mit dem ich wenige Tage vor dem sechsten Jahrestag der Gründung unserer Deutschen Demokratischen Republik ins Gespräch kam. Zwanzig Jahre ist er alt. Er ist ein tüchtiger Bergmann, Aktivist. Die Welt steht ihm offen. Doch er machte ein Gesicht, als sei ihm die Petersilie verhagelt oder als habe ihn sein Mädels aufsitzen lassen. Jedes Wort mußte ich ihn anfangs aus den Zähnen ziehen. So verbittert war er. Ich kenne das. Wir waren auch einmal so. Aber wir hatten Grund dazu. Wir mußten schuften und wurden doch nicht satt. Uns rann der Schweiß über den Rücken, hinterließ helle Striemen in der Staubschicht, so daß es aussah, als habe man uns gepeitscht, und doch waren daheim im Winter die niedrigen Kammern so kalt. Wir schuften in gefahrvoller Arbeit Millionenwerte, doch wir gingen in Holzschuhen, alten Kommißstiefeln, dünnen Zwirnhosen und abgewetzten Jacken, denn die Millionen steckten sich die anderen, die Grubenherren und Aktionäre, ein. Wer je ein solches Leben geführt hat, der weiß, daß da kein unnötiges Wort gesprochen wird, daß man ein solches Leben nur leben kann, wenn man die Zähne zornknirschend aufeinanderbeißt. Wir haben lange die Zähne zusammenbeißen müssen. Nicht nur wir. Auch unsere Väter, unsere Großväter, unsere Urgroßväter — alle mußten das, die vor uns lebten und in die Schächte einfuhren, damals in Eisleben. Und wir haben erst recht die Zähne zusammenbeißen müssen, damals in Buchenwald, in Brandenburg, in Sachsenhausen . . .

Doch warum war dieser junge Kumpel so verbittert? Er hat doch ein solches Leben kaum kennengelernt. Sein Beruf ist nicht mehr verschrien. Es gibt in unserer Republik ein Wort, dem keiner widerspricht: „Ich bin Bergmann — wer ist mehr?“ Kannte er dieses Wort nicht, hielt er es für unwahr? Er wußte um dieses Wort und war auch stolz darauf, Bergmann zu sein.

„Aber als Bergmann brauch' ich nichts weiter als ein Paar starke Arme, wache Sinne und gutes Werkzeug. Was soll ich mit einem Gewehr?“ sagte er endlich.

Das war es also. Er wollte nichts von unseren Kampfgruppen, nichts von unseren bewaffneten Streitkräften und erst recht nichts von dem Gesetz wissen, das die Volkskammer in ihrer Sitzung vom 26. September 1955 zur Ergänzung unserer Verfassung beschloß und das den Dienst zum Schutz des Vaterlandes und der Errungenschaften der Werktätigen als eine ehrenvolle nationale Pflicht der Bürger der Deutschen Demokratischen Republik bezeichnet. Er wollte nicht wahrhaben, daß zum Arbeiter das

Gewehr gehört, so lange zu ihm gehört, bis es in der ganzen Welt keine kapitalistischen Blutsauger, keine Zins- und Fronherren mehr gibt.

Und ich habe ihm deshalb einiges aus meinem Leben erzählt, von damals in Eisleben.

★

Als ich die Schule verließ, stand die Welt in blutigen Flammen. Mein Vater stand da irgendwo in Europa mitten in diesem tosenden Brand. „Für Kaiser und Reich“, sagte meine Mutter, wenn wir sie danach fragten, warum der Vater dort steht. Doch sie weinte dabei. Sie plackte sich von morgens bis in die tiefe Nacht, aber wir hungerten trotzdem. Wir hungerten wie Thieles nebenan, wie Zoberers ein paar Straßen weiter, wie alle Bergarbeiterkinder, wie Millionen in ganz Deutschland.

Arbeiten mußte ich schon, bevor ich die Schule verließ. Jetzt mußte ich nur noch arbeiten. Welchen Beruf sollte ich wählen? Die Auswahl war nicht groß: entweder Ackerjunge bei einem Großbauern oder Treckjunge im Schacht. Beides war mir verhaßt. Es gab noch eine dritte Möglichkeit, die von der Mutter Opfer forderte: Ich konnte als Lehrling in einer Landmaschinenschlosserei arbeiten. Ein Lehrling bekam eine Mark Taschengeld in der Woche. Wie sich das überhaupt anhört — Lehrling? Es war ja niemand da, der mich was lehren konnte, denn der Meister lag ja auch irgendwo in Frankreich im blutgetränkten Schlamm.

Nun, ich habe trotzdem gelernt, mit Feile, Schraubenschlüssel, Gewindebohrer und Kluppe umzugehen. Sehr bald hatte das die Meistersfrau erkannt. Sie sah, daß ich nicht ungeschickt war, daß ich voller Interesse für die Arbeit war, und schickte mich von einem Bauern zum anderen, um ihnen die klapprigen Maschinen in Ordnung zu bringen. Ja, ich arbeitete gern. Aber ich hatte auch Hunger. Wer konnte denn von Steckrübensuppe und Mohrrübenmarmelade und Eichelbrot satt werden? Noch dazu, wenn man so schnell hochschloß, daß die Mutter alle vier Wochen die Jackenärmel verlängern mußte.

Eines Tages war bei einem Großbauer der Binder nicht in Ordnung. Irgendwo haperte es. Zwei Stunden lief ich hinter der Maschine her, um den Fehler zu finden. Vor Hunger flimmerte es mir vor den Augen. Doch ich fand den Fehler. Die Hände zitterten mir bei der Arbeit. Aber ich brachte den Binder in Ordnung. Er arbeitete einwandfrei, als ich mein Werkzeug einpackte. Man klopfte mir anerkennend die schmalen Schultern. Auch die Frau des Großbauern lobte mich, als ich mir die Arbeitszeit von ihr bescheiden ließ. Sie nannte mich einen braven, fleißigen Jungen. Doch ich brachte kein Wort heraus. Ich konnte sie nicht einmal ansehen. Nicht aus Verlegenheit. Ich mußte immer auf den gedeckten Tisch sehen und schlucken und schlucken.



„Was ist denn mit dir los?“ fragte die Frau.

Ich blieb stumm, mußte immer wieder schlucken . . . Wurst, weißes Brot, Butter, Speck, Schinken, Milch . . . ich stierte immer nur auf den Tisch. Da begriff sie, ging hinaus, kam mit einer Scheibe Brot zurück, drückte mir die Schnitte in die ölverschmierte Hand. Ich sah das Brot an. Es war grau und mit Birnenmus bestrichen. Die Wut kochte in mir über. Ich klatschte das Brot an die Wand. Sie schrie auf, keifte, nannte mich einen undankbaren Proletenlummel, ein verkommene Geschöpf, das sich gegen Gott versündigt, den sie in ihren flehenden Gebeten um das tägliche Brot bittet.

Zu Hause heulte ich wie ein kleines Kind. Als die Mutter mich zu trösten versuchte und sagte, daß man arbeiten muß, wenn man leben will, schrie ich nur, daß ich lieber verrecken will, als für dieses Pack zu arbeiten. Aber das waren dumme, kindische Gedanken. Ich hing doch am Leben, an diesem dreimal gottverfluchten Leben. Nein, unsereins kam nicht ohne Arbeit aus, ohne die Arbeit für andere. So wurde ich dann doch Treckejunge.

Das waren zwei Schritte zur gleichen Zeit: Ich stieg nicht nur in die Nacht der Schächte hinab — ich fand auch den hellen Weg der revolutionären Arbeiterbewegung.

Feuerköpfe waren wir, wir jungen Kumpel. Aufmunternd nickten uns die Alten zu, klopfen uns auch manchmal anerkennend in den Rücken. „Das mit den Parolen habt ihr gut gemacht“, sagten sie, wenn da am Schachttör oder am Förderturm stand: „Nieder mit dem Krieg! Wir wollen nicht mehr hungern!“

Sie gaben uns auch manchmal einen Schluck aus ihrer Flasche und grienten, wenn wir uns wie junge, aus dem Wasser gezogene Hunde schüttelten, weil der selbstgebrannte Kartoffelschnaps gar zu arg in den Därmen brannte. Doch so richtig für voll nahmen sie uns nicht.

Das merkten wir beim Kapp-Putsch. Wie drängten wir Jungen danach, auch ein Gewehr zu bekommen. Wir wollten doch gegen die sogenannten Freikorps, gegen diese Arbeitermörder auch unseren Mann stehen. Wir wollten gegen sie mit der Waffe in der Hand kämpfen. Aber die Alten lachten nur und nannten uns Grünschnäbel. Außerdem waren nicht genug Gewehre da.

Gewehre? Woher hatten denn die Kumpel Gewehre? Einige Bergarbeiter hatten ihre Gewehre nach Kriegsende und nach den stürmischen Revolutionswochen gut versteckt. Sie wußten, daß sie ihr Gewehr noch einmal brauchen würden. Sie wußten auch, daß sie niemals zu einem besseren Leben, zu einem Leben in Freiheit und ohne Ausbeutung kommen konnten, wenn sie keine Waffen hatten. Voll innerem Anteil hatten sie die Große Sozialistische Oktoberrevolution in Rußland und den Kampf der jungen Sowjetmacht gegen die kapitalistischen Interventionsheere verfolgt. Aber das waren nur wenige.

Und doch hatten die Mansfelder Kumpel Waffen in der Hand, als sie wie ein Mann gegen Kapp und Lüttwitz und Konsorten aufstanden, als sie in den Generalstreik traten. Zu Hunderten, zu Tausenden. Sie holten sich die Gewehre von den Gutshöfen der Junker. Allein dem Junker Wendenburg im Schloß Seeburg nahmen sie zweihundertundfünfzig Gewehre, drei schwere Minenwerfer, zwölf leichte und sechs schwere Maschinengewehre ab.

Als die Arbeiter sein Schloß besetzten, als Wendenburg ihnen Auge in Auge gegenüberstand, da behauptete er noch mit dem letzten Rest Frechheit, keine Waffen zu besitzen. Sie untersuchten ihn, fanden in seiner Gesäßtasche eine kleine Pistole.

„Das ist doch eine Waffe“, sagte ein junger Arbeiter.

Wendenburg setzte ein mokantes Lächeln auf und behauptete, daß das keine Waffe, sondern ein Spielzeug, also harmlos sei. Der Arbeiter hielt ihm die Pistole vor die Brust.

„Soll ich abdrücken?“ fragte er ganz ruhig und lächelte auch.



Da begann der Major a. D. wie ein nasses Handtuch auf der Leine zu schlackern. Er hatte vor seinem eigenen „harmlosen Spielzeug“ in der Faust des Arbeiters eine furchtbare Angst. Aus dieser schlotternden Angst heraus zeigte er dann auch, wo die Waffen vergraben waren.

\*

„Wozu brauche ich ein Gewehr?“ fragte mich an jenem Abend der junge Bergarbeiter. Er blieb mir aber die Antwort schuldig, als ich ihm eine Gegenfrage stellte: „Wozu brauchte eigentlich dieser Major Wendenburg gleich zweihundertundfünfzig Gewehre, Maschinengewehre und Minenwerfer?“

Doch wir wußten damals Antwort auf diese Frage. Wir wußten, daß Wendenburg und die anderen Gutsbesitzer die Gewehre nicht zur Hasenjagd benötigten. Wir wußten auch, wie das ist, wenn hundert Gewehr-

mündungen einen streikenden Bergarbeiter anstarren. Oh, da muß man schon sehr starke Nerven, ein glühendes Herz und einen lodernen Zorn haben, um diesem stahlkalten Blick standzuhalten. Jeder Mensch hängt nun mal am Leben, auch wenn es ein Leben ist, das er verflucht.

Und wir wußten damals nicht zuletzt, daß man dem Blick aus Gewehrmündungen standhalten kann, wenn man selbst ein Gewehr in der Hand hat. Die Kumpels des Mansfelder Gebietes haben damals im Kapp-Putsch standgehalten. Nicht sie schlugen die Augen nieder und gingen gesenkten Kopfes wieder an ihre Fronarbeit. Geschlagen von den bewaffneten Arbeiterbataillonen, mußte die Reaktion weichen.

Aber auch damals hat es nicht wenige Arbeiter gegeben, die nach der Niederschlagung des Kapp-Putsches fragten: „Wozu brauchen wir nun noch Gewehre? Wir haben sie ja davongejagt.“ Sie glaubten allen Ernstes, daß es genügt, der Bourgeoisie zu zeigen, wie Arbeiter sich zu wehren verstehen.





So kam es, daß sie — die Sieger — der Aufforderung einer Regierung, die die Arbeiterklasse mehr als einmal verraten hatte, nachkamen und zu den Bürgermeisterämtern gingen, um ihre Waffen abzuliefern. Man hatte es ihnen äußerst schmackhaft gemacht: Hundert Mark bekam jeder für ein Gewehr, dreihundert für ein Maschinengewehr. Das war viel Geld. Auf diesen Köder bissen viele an, die zuerst noch gezögert hatten.

„Wenn ich doch bloß ein Gewehr hätte“, sagte eines Tages ein junger Häuer in der Frühstückspause vor Ort, „dann könnte ich es jetzt verkloppen. Stellt euch vor — hundert Mark. Wieviel Brot das ist und Wurst und ein Anzug und ein Paar Schuhe...“

Ein alter Häuer raunzte ihn an: „Bloß gut, daß du keine Knarre hast, sonst gäb es noch ein Rindvieh mehr. Aber eigentlich bist du ja schon so ein Brummochse, denn du denkst ja genauso wie die anderen, die sich die Hacken ablaufen, um ihr Gewehr loszuwerden.“

Der Junge brauste auf. Es gab da noch einige, die sich getroffen fühlten und seine Partei ergriffen und fluchten.

„Schimpft nur“, sagte der Alte ruhig. „Ihr könnt den Mund noch so weit aufreißen, aber das ändert gar nichts an der Tatsache, daß ihr mir vorkommt, als habe man euch unschuldig zum Tode verurteilt und ihr geht nun hin und legt euch selbst die Schlinge des Henkers um den Hals. Seht ihr denn nicht, wie sie grinsen, diese Henker?!“

Ich verstand den Alten nicht und fragte ihn auf dem Nachhauseweg danach, was er mit diesem Vergleich gemeint habe.

„Hätten wir wohl die Kappleute, die Noskiden und die anderen Bluthunde zu Paaren treiben können, wenn wir nicht Waffen gehabt hätten? Niemals. Und jetzt meinen diese Vernagelten, die da ihre Gewehre abgeben, daß sie die Hunde totgeschlagen haben und ihnen nichts mehr passieren könnte. Wir haben sie doch nicht totgeschlagen; wir haben sie nur vertrieben, weil wir diesmal die Stärkeren waren. Was machte uns denn stark? Unsere Geschlossenheit und vor allem die Gewehre, die Waffen in unserer Hand. Und was machen sie jetzt? Sie gleichen dem Igel, der sich rasieren läßt, nachdem sich der Fuchs einmal an seinen Stacheln die Nase blutig gestoßen hat und sich zurückzog. Ich sage dir, daß der Fuchs nicht lange auf sich warten läßt. Was werden wir dann tun? Werden wir uns wehren können?“

☆

Niemals habe ich vergessen, was dieser alte Genosse mir damals sagte. Auch heute muß ich immer an diesen drastischen Vergleich denken. Noch sind auf der Welt reißende Wölfe, verschlagene Füchse, feige und doch blutgierige Hyänen, solche Feinde der Arbeiter und Bauern wie die Imperialisten und Militaristen in Westdeutschland. Wollen wir ihnen unsere

Arbeiter-und-Bauern-Macht wie die rasierten Igel schutzlos preisgeben? Haben wir wirklich all die Jahre in der Deutschen Demokratischen Republik gearbeitet und auch geschuftet, um ihnen das, was wir geschaffen haben, als leichte Beute zu überlassen? Haben wir deshalb die Fesseln der Ausbeutung und Unterdrückung gesprengt, um sie uns wieder anschnieden zu lassen, kaum nachdem die schwelenden Wunden an Leib und Seele vernarbt sind, die sie uns brachten — wollen wir das wirklich? Welche Mutter will wohl ihren Kindern je wieder dünne Suppen vorsetzen, in die viele hungrige Augen hineinsehen, aber kein einziges Fettsäuge herausieht? Das junge Paar, das da auf dem Motorrad an mir vorbeibrauste, will sich sicherlich ein gemütliches Heim schaffen, in dem das Glück ständiger Gast ist, doch niemals will es sich nur schinden und placken und unter der Last der Sorgen zusammenbrechen. Aus den Dörfern und Städten im Mansfeldischen und unserer Republik studieren viele Kinder von Arbeitern und Bauern. Ob sie und ihre Eltern wünschen, daß sie wieder Tagelöhner werden und ihre Plätze in den Hörsälen der Hochschulen und Universitäten von vor Arroganz strotzenden Kapitalisten- und Gutsbesitzersöhnchen eingenommen werden? Sie werden das niemals wollen. Kein Bauer will wieder Schuldknecht der Junker werden, kein Arbeiter wieder Lohnsklave schlemmender Müßiggänger. Wie können wir da die Rolle des rasierten Igels spielen wollen?

☆

Eines Tages nahm mich der alte Genosse beiseite.

„Gegen Abend kommen hier ein paar Ackerwagen durch“, sagte er, „die haben Heu geladen. Sorg mal mit deinen Freunden dafür, daß die Wagenladungen in Sicherheit gebracht werden. Wir werden das noch brauchen, dringend brauchen.“

Auf dem Heimweg nach der Arbeit verständigte ich Karl Thiele und Paul Zober. Der Paul und ich rätselten herum, was die Wagen wohl außer dem Heu geladen haben könnten. Denn daß es nicht auf das Heu ankam, war uns klar.

„Quatsch doch nicht so viel“, fuhr uns Karl an, „das ist doch völlig klar. Wenn die Genossen so viel Vertrauen in uns setzen, haben wir als erstes die Schnauze zu halten, verstanden?!“

Der Ton gefiel uns zwar nicht, den er da anschlug, aber wir sprachen nicht mehr darüber, weil wir dem Karl recht geben mußten.

Es war schon Nacht, als die Wagen kamen. Wir dirigierten sie ums Dorf herum nach den Holzmarken. 200 Gewehre, zwei Maschinengewehre

und über 20 000 Schuß Munition hatten sie geladen. Zweihundert Gewehre? Und uns hatte man sie anvertraut? Wir waren mächtig stolz.

Abend für Abend stahlen wir uns von zu Hause fort, um unliebsamen Fragen aus dem Wege zu gehen. Wir wollten und wir durften die Genossen nicht enttäuschen. Niemand sollte etwas von uns erfahren, daß wir Waffen versteckt hielten. Wir besorgten uns Maschinenöl und Säcke, ölten die Gewehre ein, schlugen sie in die ölgetränkten Säcke, hoben eine manns-tiefe Grube aus, stapelten die Gewehre in der Grube. Doch nur 197 Gewehre lagen in der gutgetarnten Grube. Drei hatten wir für uns behalten, auch Munition. Wir wollten dabeisein, wenn es wieder soweit war. Kein alter Genosse sollte uns dann mit der Ausrede abwimmeln können, daß nicht genug Gewehre da seien. Außerdem mußten wir schießen können.

Aber wann war es wieder soweit? Die alten Genossen hatten uns zwar die Waffen anvertraut, aber sie zogen uns nicht zu ihren Aussprachen hinzu, sagten uns kein Wort, wann wohl losgeschlagen werde. Wir waren in ihren Augen dazu noch immer zu jung und zu — leichtsinnig.

✱

Die Not wuchs im Mansfeldischen — wie überall in Deutschland — ins Unermeßliche. Was verdiente ich denn in der Woche? Meiner Mutter zitterten die Hände, wenn sie das, was sie für meinen Wochenlohn eingekauft hatte, auf den Tisch stellte: ein Laib Brot und ein Pfund Margarine. So war das bei allen Bergleuten. Wenn da nicht der Pachtacker gewesen wäre, wäre mancher gleich vor die Hunde gegangen. Doch ein Acker trägt auch nur einmal Frucht im Jahr, und die Ernte ist nicht reich, wenn der, der den Acker bestellt, schon von der Arbeit tief unter den Äckern zerschlagen ist und wenn der Deputatdünger von der Mansfeld AG nicht geliefert wird. Die Frauen schimpften, fluchten, weinten. Wo sollte denn eigentlich das Geld herkommen, das der Bäcker, der Krämer, der Schuhmacher noch zu erhalten hatten. Es gab keine Bergarbeiterfamilie, die nicht in „Latte“ stand. Und diese „Latte“ wurde größer und größer. Nirgends war ein Lichtblick zu sehen, wann und wie sie kleiner werden könnte. Der Bäcker, der Krämer, der Schuhmacher wollten nicht mehr borgen und konnten auch nicht mehr borgen; sie mußten ja auch ihre Schulden bei den Großhändlern bezahlen, wollten schließlich auch leben.

Die niedrigen Stuben der Bergleute — nein, sie selbst waren wie mit Dynamit geladen. Was würde den Funken in diese Sprengladungen springen lassen? Wann würde die Detonation, die unausbleiblich war, erfolgen?

Die Mansfeld-Gewaltigen witterten diese Detonation und den Sturm, der losbrechen mußte und den sie so sehr fürchteten. Sie wußten, daß die Arbeiter im Mansfeldischen noch Waffen hatten. Aber wer sie hatte, das wußten sie nicht. Das machte sie unsicher. Was würde passieren, wenn die Arbeiter losschlügen? Sie hatten noch nicht das letzte Frühjahr vergessen, diese Wolfs und Konsorten. Ihr ganzes Denken kreiste um zwei Fragen: Wann werden die Arbeiter losschlügen? Wie kann man dem vorbeugen? Sipos oder gar Reichswehr muß her, sagten sie sich. Aber sie zögerten noch, weil sie fürchteten, daß das gerade den Sturm auslösen konnte. Auf Hörsing, den sozialdemokratischen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, konnten sie sich ja verlassen. Sie schickten Spitzel zwischen uns, sparten nicht mit Geld für ihre Spitzel. Doch es war hinausgeworfenes Geld, eine schlechte „Kapitalanlage“. Die Spitzel wurden von den Arbeitern verprügelt. Da griffen sie zum Mittel der Provokation. Irgendwie mußte ein Grund geschaffen werden, der als Anlaß genommen werden konnte, starke Einheiten der Polizei und der Reichswehr in das Mansfelder Gebiet zu legen.

✱

Solange die Mansfelder Kumpels denken können, war es üblich, daß ihnen die alten, ausgebauten Strebhölzer gehörten. Nirgendwo im Schacht konnte dieses zersplitterte, zum Teil stark morsche Holz noch verwendet werden. Doch für die Bergleute lieferte es Brennholz für den Winter. Sie schnitten es schon auf dem Schacht in kleine Klötze, um so das Holz im Rucksack mit heimnehmen zu können. Fummelklötzchen — das war im Mansfeldischen auf und ab ein feststehender Begriff.

✱

Eines Abends standen da Uniformierte am Schachttor. „Werkpolizei“ nannten sie sich. Man sah ihnen jedoch auf Hunderte Meter die Roßbach-Schläger, die „Zeitfreiwilligen“, die „Baltikum-Stürmer“ an. Wir sollten die Rucksäcke öffnen.

„Was hast du Schleimscheißer in meinem Rucksack rumzuschneffeln?“ brauste ein Alter mit eisgrauem Bart auf.

„Sie haben Holz gestohlen“, sagte der Uniformierte und rückte an seiner Pistolentasche herum.

„Daß dich doch gleich die Pest ersticke!“ knurrte der Alte. „Ich und Holz gestohlen? Ich hab da wohl Fummelklötzchen im Sack, und das nennst du gestohlen? Seit wann ist das denn Diebstahl? Über dreißig

Jahre fahre ich jetzt ein, und niemand hat mich jemals nach den Klötzchen gefragt. Und jetzt kommst du Rotzaffe... Daß dich doch gleich die Pest ersticke!"

Er schob den „Werkpolizisten“ mit einer Handbewegung beiseite, so wie man eine Aasfliege verscheucht.

„Das Holz raus oder!!...“ Der Uniformierte fingerte wieder an seiner Pistolentasche herum.

„Was heißt hier ‚oder‘?“ Ein vierschrotiger Kumpel schob sich nach vorn. Es war der Betriebsratsvorsitzende. Er war im Arbeitersportverein ungeschlagener Meister auf der Matte. „Das ‚Oder‘, du Rübensaftjunge, sprechen wir! Verstanden?! Noch ein Wort oder ein einziger Griff an deinen Zündplättchenknaller, und wir kleben dich wie eine Wanze an die Wand, verstanden?! Auch euch anderen! Mit solchen Großfressen sind wir hier alle Tage fertig geworden. Und nun mach' Platz. Wir sind müde... Und dann bestell' dem Bergrat oder dem Obersteiger, daß wir morgen nicht einfahren, wenn sie hier Affentänzchen mit uns machen wollen.“

An der Pfortnerstube stand ein Offizier. Sein Gesicht war vor Wut verzerrt, aber er wagte nicht, den anderen Befehl zum Schießen zu geben.

Daß diese Schikane, den Kumpeln die Fummelklötzchen wegzunehmen, kein Einfall des Obersteigers unseres Schachtes war, sondern daß darin System steckte, erfuhren wir sehr bald. Noch in den Abendstunden sprang es in den Bergmannsdörfern von Haus zu Haus, daß das auf allen Schächten so wie auf unserem gewesen war. Überall war diese Provokation auf den kampfentschlossenen Widerstand der Kumpel gestoßen.

In dieser Nacht wuchs der Groll der Bergleute wie eine Springflut. Es war, als ob der Sturm des Zornes mit voller Stärke das Meer der Verbitterung zu hohen Wogen peitschte. Streik! Das Wort lief von Mund zu Mund, sprang von Dorf zu Dorf. Die Frauen hatten angstvolle Augen, doch sie redeten nicht dagegen. „Die Tage werden noch bitterer schmecken“, dachten sie wohl, „aber wenn die Männer das für richtig halten... wer kann denn überhaupt dieses Elend noch tragen?“

In dieser Nacht überschlugen sich aber auch die dringenden Telefongespräche und tuckten die Telegrafen wie wild ununterbrochen chiffrierte Telegramme. Es war, als ob wir alle dieses Ticken hörten: Die Mansfeld-Gewaltigen hatten endlich den Grund gefunden, Hundertschaften der Sipos anzufordern. Ihr Grund hieß: Zum Schutz der Schächte und Betriebe.

Wir entschlüsselten diese Telegramme richtiger. Drohte denn den Schächten und Betrieben von den Bergarbeitern Gefahr? Welch Durstender verschüttet denn eine Quelle? Welch Hungernder verbrennt denn Korn? Das war der wahre Grund: Die Sipos sollten die Waffen suchen, die noch



im gequälten Mansfelder Land von den Arbeitern versteckt gehalten wurden. Sie sollten die Arbeiter wehrlos machen.

Sollten wir ihnen die Waffen überlassen? Sollten wir kampflös vor der Soldateska der Reaktion und der Verräter vom Schlage Hörsing kapitulieren? Niemals!

Noch glaubten viele, daß die Grubenherren nicht wagen würden, Polizeitruppen gegen uns marschieren zu lassen. Das hatten sie im Jahre 1920 versucht und dabei eine klare Abfuhr erhalten. Eine letzte Warnung sollte eine Kundgebung der Bergleute in Eisleben sein. Über 13 000 Kumpel aus allen um Eisleben liegenden Dörfern demonstrierten gegen die Schikanen der Konzernherren der Mansfeld AG. Während der Demonstration versammelten sich an die tausend Bergarbeiter im Volkshaus. In dieser Versammlung sollte eine Resolution beraten und beschlossen werden, in der die Mansfeld AG aufgefordert werden sollte, sofort die „Werkpolizei“ zurückzuziehen. Die Resolution sollte davor warnen, es zu wagen, Polizeitruppen ins Mansfeldische zu legen. Falls diese Forderung und Warnung überhört werden würde, würden sofort die Belegschaften aller Schächte und Betriebe in den Streik treten...

Doch da dröhnten schon die eisenbeschlagenen Stiefel der feldmarschmäßig ausgerüsteten Sipos durch die Bahnhofstraße, klapperten die Hufeisen der berittenen Polizeihundertschaften, rollten die hohen Räder der Munitions- und Proviantwagen, die schweren Maschinengewehrwagen. Am Markt kam es zum ersten blutigen Zusammenstoß zwischen den waffenlosen Arbeitern und den bis an die Zähne bewaffneten Sipos. Die Kumpels mußten weichen. Die Polizei umzingelte das Volkshaus, trieb die Teilnehmer der Versammlung mit Kolbenschlägen auseinander.

„Die Waffen in die Hände der Arbeiter!“ Diese Schlagzeile im „Klassenkampf“, der Zeitung der jungen Kommunistischen Partei, war für uns das Signal. Wir holten die Gewehre und Maschinengewehre aus dem Versteck in den Holzmarken, brachten sie zum Zentralen Aktionsausschuß, der noch in der Nacht gegründet worden war und seinen Sitz im Gasthaus „Zur Linde“ in Wolferode hatte. Die Gewehre wurden uns aus den Händen gerissen. Die Bergarbeiter im Mansfeldischen waren zum Kampf bereit!

Doch jetzt rächte sich bitter die Gutgläubigkeit, der Leichtsinns, die politische Kurzsichtigkeit: Tausende Gewehre hatten die Arbeiter vor knapp einem Jahr der Reaktion freiwillig übergeben. Für hundert Mark hatte mancher nicht nur sein Gewehr an seine Feinde verkauft, sondern auch sein Leben. Die Gewehre reichten nun bei weitem nicht für alle.

✱

Wir formierten uns zu Korporalschaften, wählten unsere Führer. Die Korporalschaft, zu der ich gehörte, erhielt den Befehl, die Sipos, die sich in der damaligen Mädchenvolksschule und im Finanzamt festgesetzt hatten, auszuheben. Unser Befehl lautete klar und eindeutig: Die Sipos überrumpeln und entwaffnen, um für die vielen waffenlosen Arbeiter Waffen zu bekommen.

Wir brannten darauf, diesen Befehl auszuführen. Jeder von uns wußte ja, wie dringend wir die Waffen der Sipos brauchten. Doch unser Vorhaben mißlang, mißlang durch eine kleine Unachtsamkeit. Wir waren zwar nur eine kleine Handvoll bewaffneter Arbeiter, aber wir hatten Mut wie zwei Sipo-Hundertschaften zusammen. Wir hatten jeder nur fünf Schuß im Magazin und noch 20 Schuß in den Hosentaschen; doch das machte uns nicht unsicher, wir hatten ja dafür zornige Entschlossenheit im Herzen. Wie turmhoch waren wir dadurch unseren Gegnern moralisch überlegen. Vertraut mit den örtlichen Verhältnissen, hatten wir uns bis an die Mädchenschule herangeschlichen. Unser Befehl sah vor, die Posten anzuspringen, ohne daß sie einen Laut von sich geben konnten, sie zu entwaffnen und dann die anderen Sipos zu entwaffnen. Dabei sollte es ohne Schießerei abgehen, um die anderen nicht zu warnen.

Nur an die hundert Meter trennten uns noch von den arglos patrouillierenden Posten. Im Hof der Schule hatten sie eine Feldküche aufgestellt. Der Geruch von gutem, kräftigem Essen stieg uns in die Nase.

Plötzlich knallte hinter mir ein Schuß.

„Verfluchter Idiot!“ fluchte einer. Der Posten da vorn fuhr herum, schlug, Alarm, schoß wild in die Gegend. Einer meiner Kameraden hatte vergessen, das Gewehr zu sichern, war an den Abzugbügel gekommen.

Die Sipos verbarrikierten sich, strichen das Gelände mit MG-Feuer ab. Wir mußten in Deckung bleiben. Gegen diese Feuer anzustürmen wäre sinnloser Selbstmord gewesen.

✱

Warum ich gerade davon spreche? Mancher Arbeiter denkt heute noch immer, daß das Gewehr in seiner Hand allein genügt. Genügt das denn? Welcher Bergmann würde nicht herablassend-spöttisch lächeln, wenn da einer in die Kauer käme, sich den Helm mit der Lampe auf den Kopf stülpt und nun behauptet, er sei damit Bergmann? Jeder Kumpel würde diesem Toren die Hand auf die Schulter legen und sagen: „Hör' mal zu, du Döskopp, Bergmann bist du erst dann, wenn du mit dem Preßlufthammer oder mit der Haue oder mit der Kombine umzugehen verstehst, wenn du weißt, wie du dich vor Ort und im Streb bewegen muß, wenn du das Knistern im Streb und das Knirschen im Gehänge zu deuten weißt, wenn du die Gefahr riechst. Viele, viele solcher Fähigkeiten muß du besitzen, nein beherrschen, bis du dich Bergmann nennen kannst!“

Ja, nicht die Haue oder der Lederhelm machen einen zum Bergmann. Auch das Gewehr allein macht noch keinen zum Soldaten einer Arbeiterarmee, zum Kämpfer einer Kampfgruppe. Und erst recht nicht eine Uniform. Das ist man erst, wenn man die Waffe, die man in der Hand hat, nicht nur kennt, sondern meistert, wenn man die Schwächen und auch die Stärke des Feindes taktisch einzuschätzen und die eigene Stärke richtig auszunutzen versteht. Vieles, sehr vieles gehört dazu, was nicht bequem ist. Denn kein Kampf ist bequem. Also kann auch die Vorbereitung für einen Kampf nicht bequem sein.

Darum spreche ich von dem Mißlingen unseres Überfalls auf die Sipos in der Mädchenvolksschule in Eisleben. Denn schon damals gab es unter uns Arbeitern viele, die da sagten, daß sie in der Stunde der Gefahr da sein und ihren Mann stehen werden. Das waren gewiß keine leeren Phrasen. Das kam aus ehrlichem Arbeiterherzen, und sie haben auch danach gehandelt. Sie waren zur Stelle — oft als die ersten —, nahmen das Gewehr in die Hand, waren zum Kämpfen und auch zum Sterben bereit für die Sache der Arbeiterklasse. Aber sie haben sich und ihre Genossen in Gefahr gebracht, weil sie die Waffen nicht meisterten. Sie haben oft eine Aktion, die gut durchdacht und vorbereitet war, scheitern lassen. Doch wir hatten kaum eine Möglichkeit gehabt, uns an den Waffen auszubilden. Wir mußten das mitten im Kampf lernen. Bitteres und blutiges Lehrgeld haben wir dafür zahlen müssen: Mancher fiel im Kampf. Mancher wurde schwer verwundet. Und viele wurden niedergeschlagen, in den Kerkern gefoltert und erschossen.

✱

Unser erster Angriff war fehlgeschlagen. Die ganze Nacht lagen wir auf der Lauer. Wie lang ist doch eine Märznacht und wie kalt. Uns schlugen die Zähne klappernd aufeinander, doch wir wichen nicht. Wir warteten immer noch auf eine Gelegenheit. Der Tag kam und ging. Wieder wurde es Nacht, und wir waren kein Stück weitergekommen.

Wir versuchten es am nächsten Tag von der anderen Seite her, von der großen Feldscheune bei der damaligen Abdeckerei aus. Doch auch das war vergeblich. Sowie wir nur die Köpfe hoben, belegten sie uns von der Schule mit Maschinengewehrfeuer. Konnten sie denn durch die Erde hindurchsehen? Uns schien es so, denn wie wir auch unsere Stellung veränderten — sie hatten uns immer gleich auf dem Korn. Dann kamen wir hinter diese „Hexerei“: Der Besitzer der Abdeckerei hatte ein Telefon, konnte uns gut beobachten und gab jeden unserer Stellungswechsel per Draht sofort den Sipos bekannt. Wir mußten noch vieles lernen. Sogar das Einfachste.

Überall kam es zu Feuergefechten mit der Polizei. Auf dem Friedhof hatten sie sich eingeschanz. An der Eisenbahnlinie versuchten sie, in Stellung zu gehen. Überall wurden sie von den bewaffneten Arbeitern angegriffen.

Mittlerweile waren Polizeitruppen ins Röblinger Revier einmarschiert. Auch dort leisteten die Bergarbeiter heldenhaften Widerstand und mußten dennoch weichen. Es fehlte uns an Gewehren und an Munition. Das konnte selbst der heldenmütigste Einsatz nicht ausgleichen. Auf beiden Seiten gab es Verwundete und Tote. Mehr als einmal glaubten die Schergen der Konzerne, uns schon bezwungen zu haben. Doch immer wieder flackerte der Widerstand auf. Hätten wir nur Gewehre und Munition gehabt. An Verpflegung fehlte es ja nicht. Selbstlos gaben uns die kleinen Bauern Wurst, Brot, Fleisch und Kartoffeln. Sie gaben es nicht aus vollen Vorratskammern. Es fehlte ihnen. Doch sie gaben es uns kämpfenden Arbeitern gern. Manche machten verlegene Gesichter dabei, als wollten sie sagen: Wir würden ja gern noch anders helfen. Andere wieder waren ängstlich: Verratet uns aber nicht. Aber alle wußten: Wir kämpfen auch für sie.

✱

Ostern kam heran. Wer dachte von uns an Ostern? Was interessierte uns die Osterbotschaft — von Klostermansfeld aus war Reichswehr im Anrücken, von Röblingen marschierten die Sipos auf Eisleben zu, in Sangerhausen stand ein Panzerzug, der nach Eisleben weiterfahren sollte. Wer denkt da an Ostern?

✱

Wir erhielten den Befehl, die Hüneburg zu besetzen. Auf dem Marsch nach dort stießen wir auf berittene Sipos. Wir gingen auf der Halde des Otto-Schachtes in Stellung.

Neben mir lag ein alter Arbeiter, ein Invalide. 65 Jahre war er alt, aber er kämpfte. Seine linke Hand war gelähmt, aber er kämpfte. Jahrzehnte sind ins Land gegangen, doch ich sehe den alten Genossen noch immer vor mir. Das schmale Gesicht mit den tiefen Falten, den hervorspringenden Jochknochen und den schmutzig-grauen Bartstoppeln, die vollen Augenbrauen, das schütterere, fast weiße Haar und seine Augen. Es waren die Augen eines Jungen. Es waren überhaupt seltsame Augen: Wenn er uns ansah, dann waren sie blau; so blau wie ein Sommerhimmel. Und wenn er nach dort sah, wo der Gegner stand, dann waren sie vor Haß fast schwarz. Niemals habe ich seinen Namen erfahren, und doch mußte sein Name auf einer schweren Bronzeplatte stehen, denn er war ein Held des revolutionären Kampfes, ein wahrer Held des Volkes.



Ich sah, daß ihm das Laden des Gewehres Schwierigkeiten machte und half ihm dabei. Immer wieder mußte ich zu ihm hinsehen, wenn er das fast fleischlose Gesicht an den Kolben preßte. Nicht einen Schuß knallte er wild heraus, sondern zielte so ruhig wie ein fetter Fleischermeister beim Scheibenschießen der Schützengilde. Und wenn er schoß, stand uns ein Gegner weniger gegenüber.

Später habe ich ihn mit zertrümmerter Schädeldecke liegen sehen. Sie haben ihn mit dem Kolben totgeschlagen. Doch das Gewehr hielt er noch immer in der rechten Faust...

✱

Die Sipos wollten den Otto-Schacht I besetzen, denn dort standen die Fahrzeuge der Mansfeld AG. Sie durften nicht in ihre Hände fallen; wir brauchten die Autos dringend. Längs der Eisenbahnlinie Eisleben—Wolferode gingen wir in Stellung. Von hier aus konnten wir die Straße gut einsehen.

Wir nahmen die Sipos in die Zange. Sie wehrten sich wie die Teufel, schossen, was die Läufe herhalten wollten. Aber keiner von ihnen kam davon. Wir machten zwei Gefangene. Mit angstvollen Augen standen sie vor uns, zitterten wie Espenlaub.

„Laßt uns laufen“, stammelte endlich einer, „wir haben doch Frauen und Kinder daheim.“

Ich starrte sie an. Was waren das für Menschen? Sie hatten Frauen und Kinder daheim? Hatten meine Kameraden nicht auch Frauen und Kinder daheim? Bangte sich daheim nicht meine Mutter um mich, alle Mütter um

uns? Was waren das für Menschen, die gegen uns marschierten, die uns niederknallten, wenn wir ihnen vor den MG-Lauf oder die Gewehrmündung kamen, die unsere Verwundeten mit den Kolben erschlugen? Das ging mir wie ein Mühlstein im Kopf herum. Ich hatte mir das gar nicht vorstellen können, daß ein Sipo auch eine Frau und Kinder haben könnte. Noch eines war mir unvorstellbar gewesen: daß es unter den Sipos genau wie bei der Reichswehr viele gab, die einmal Arbeiter gewesen waren. Und doch schossen sie auf uns, auf Arbeiter. Viele von ihnen hatten das gleiche elende Leben geführt, wie unser Leben elend war. Und doch schossen sie auf uns? Weshalb nahmen sie die Gewehre in die Hand? Für was kämpften sie denn überhaupt?

Wofür und weshalb wir zum Gewehr gegriffen hatten, das war mir klar: um uns gegen das Auspowern, gegen das moderne Sklaventum zu wehren. Sie nannten uns deswegen Rebellen, Umstürzler, Landesfriedensbrecher,



Hochverräter, Vaterlandsverräter. Sie setzten uns mit Verbrechern und Raubmördern gleich. Waren wir das? Stand nicht in der Verfassung, die in Weimar angenommen worden war, gleich im ersten Artikel, daß die Macht vom Volke ausgeht? Wer war das Volk? Wir oder die Grubenherren und ihre Soldateska? Wir waren doch das Volk. Von uns sollte doch die Macht ausgehen. Doch sie wollten, daß wir uns ihnen, einer Handvoll Menschen-schinder, unterwerfen. Mit dem Gewehr in der Hand wollten wir dem werktätigen Volk eine helle Zukunft schaffen.

Und was sollten die Gewehre unserer Feinde? Sie sollten die Unterdrückung und Ausbeutung, unsere Not und unser Elend erhalten. Welch eine erbärmliche Rolle hatten doch diese beiden angstschlotternden Jämmerlinge übernommen, sie und all die anderen. Ich hätte sie ins Gesicht spucken können.

✱

Und da sagt nun der junge Kumpel, mit dem ich an jenem Abend sprach, daß wir doch gar kein Recht hätten, gegen die Remilitarisierung Westdeutschlands aufzutreten, weil wir auch dafür sind, daß die Jugend bei uns an den Waffen ausgebildet wird.

„Soldat ist doch Soldat, und Gewehr ist doch Gewehr“, erklärte er. „Wie kann es da auf der einen Seite nationaler Verrat sein, wenn sie in Westdeutschland eine Armee aufstellen, und wie kann es auf der anderen Seite wieder höchste nationale Pflicht eines jeden Bürgers der Deutschen Demokratischen Republik sein, sich militärische Kenntnisse anzueignen, wie kann es da eine patriotische Tat sein, in die Reihen der Kasernierten Volkspolizei einzutreten? Verstehe das ein anderer.“

„Gewehr ist gleich Gewehr“, sagte er. Nun, dann muß auch Feuer gleich Feuer sein. Doch die glühende Lohe dient der Menschheit, wenn sie in Hochöfen Stahl schmilzt, wenn sie unter Kessel flammt, Maschinen antreibt, Wohnungen und Werkhallen heizt, Handelsschiffe über die Meere treibt. Glühende Lohe legt aber auch Häuser, ganze Dörfer und Städte in Schutt und Asche, wenn sie von frevlerischen Händen mißbraucht wird. Sie kann also dem Aufbau dienen und der Vernichtung helfen, dem Frieden und dem Krieg. Es kommt einzig und allein darauf an, wer Gewalt über sie hat: die Menschen, die den Frieden lieben, oder die Menschen, die mit dem Krieg ihr Regime, ihre Existenz zu erhalten versuchen.“

So ist das auch mit den Gewehren. Damals wie heute. Wir Arbeiter trugen und tragen sie, um den Frieden zu erhalten, den Fortschritt und der Menschheit Glück zu sichern. Die Söldner der Geldsackherrscher trugen und tragen sie, um die Rechte des Volkes niederzukartätschen, um die Profite ihrer Aktienfürsten zu sichern, um die Kriegsfackel durch die Länder zu tragen, um zu morden und zu brandschatzen. Sie sollen das eigene Volk und die anderen Völker in Sklavenketten schlagen und vor den blutigen Karren des Imperialismus spannen.

Wer könnte da sagen, daß ein Gewehr gleich einem Gewehr ist?

✱

Wir ließen die beiden gefangenen Sipos laufen. Und doch hatten ihre Kumpanen unseren alten Genossen erschlagen, wie sie viele von uns, die lebend in ihre Hände fielen, totgeschlagen, erschossen oder zum Krüppel gedroschen haben. Wir dachten aber an ihre Frauen und Kinder.

✱

Wieviel Tage tobte eigentlich der Kampf im Mansfeldischen? Auf der einen Seite gut ausgerüstete Sipos und Reichwehrsoldateska — auf der anderen Seite wir Arbeiter mit unzureichender Kleidung und wenigen Waffen. Sie hatten Minenwerfer, Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Artillerie, Handgranaten, Funkgeräte — eine komplette Kriegsausrüstung. Wir hatten nur alte Gewehre, einige Maschinengewehre. Sie konnten feuern, was die Läufe herhielten. Wir mußten mit jedem Schuß rechnen. Sie belegten uns mit Artilleriefuer. Wir warfen mit selbstgebauten Schleudern oder auch nur mit der Hand Pappkartons mit Dynamit, die die Schießmeister hergerichtet hatten. Sie waren uns zahlenmäßig weit überlegen. Wir waren in der Minderheit, weil uns die Waffen fehlten. Aber wir hielten stand. Wir kämpften mit dem letzten Einsatz all unserer Kräfte. Tagelang. Über Wochen.

Und dann mußten wir doch weichen. Hatte unser Mut nachgelassen? War unsere Kraft erschöpft? Warum konnten wir sie nicht wieder wie vor einem Jahr in die Knie zwingen?

Viele Fragen sind das. Es gibt auch viele Antworten. Wenn Mut und Kühnheit diesen Kampf hätten entscheiden können, dann wären wir Sieger geworden. Doch Mut und Kühnheit allein tragen noch nicht die Entscheidung in sich. Da wirken viele Faktoren zusammen. Würde man die Gründe nennen, die uns trotz all unserer Heldentaten zur Aufgabe zwangen, dann ist als erster immer wieder jener Grund zu nennen, von dem ich schon einmal sprach: Zu viele Arbeiter hatten 1920 ihre Gewehre aus der Hand gegeben.

Doch da gibt es noch andere Gründe: Unsere Verluste waren ungeheuer groß, weil es vielen von uns an militärischen Kenntnissen mangelte. So wurde während dieser Kämpfe unter anderem der Befehl gegeben, einen Bahnhof in der Nähe von Eisleben, in dem sich die Soldateska verschanzt hatte, am helllichten Tage zu stürmen. Wir haben versucht, den Befehl auszuführen. Wir stürmten gegen den Bahnhof an, bis uns die blutigen Verluste zur Aufgabe des Vorhabens zwangen. Wie viele Kämpfer haben wir allein bei diesem einen, nutzlosen Angriff verloren? Bei Helfta wurde eine unserer Korporalschaften gegen eine verschanzte MG-Stellung der Sipos vorgeschickt, obwohl keinerlei Deckungsmöglichkeiten gegeben waren. Sie führte den Befehl aus. Nur zwei Mann kehrten zurück, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Viele solcher Beispiele ließen sich nennen.

Aber warum war das so? Den meisten von uns fehlte die militärische Ausbildung, die unablässig ist. Mut und Entschlossenheit können einen zahlenmäßig weit überlegenen Feind bezwingen, doch sie müssen mit der

Meisterung der Waffentechnik und mit den Kenntnissen der Taktik gepaart sein. Das haben wir damals erkennen gelernt, und das müssen wir heute beachten; jeder klassenbewußte Arbeiter, jeder deutsche Patriot muß das beachten: Es genügt nicht, bereit zur bewaffneten Verteidigung der Macht der Arbeiter und Bauern und unserer demokratischen Errungenschaften zu sein — es ist erforderlich, daß sich jeder die Fähigkeiten dazu erwirbt, wenn er es ernst mit seinen Pflichten gegenüber der Arbeiterklasse und der Nation nimmt.

Es gab auch noch einen anderen Grund, der uns damals bei den Kämpfen in Eisleben schwächte und nicht siegen ließ: Nicht alle Soldaten der Arbeiterarmee waren diszipliniert.

Disziplinlosigkeit kann verschiedene Formen haben. Zur Ehre und zum Ruhm der Kämpfer von Eisleben des Jahres 1921 sei es gesagt: Kein einziger war der schändlichsten Form, dem offenen Ungehorsam oder der Meuterei gegenüber den Befehlen der von uns selbst gewählten Führer verfallen. Und doch waren viele undiszipliniert. Manche Korporalschaft hatte Befehl erhalten, eine ganz bestimmte Operation durchzuführen. Doch dann meinten die Unterführer, daß sie aus der Situation heraus anders handeln mußten, weil ihnen durch Zufall ein paar Sipos über den Weg liefen. Sie ließen sich in Feuergefechte ein, denen sie ausweichen sollten. Sie verrieten durch unüberlegtes Feuer ihre Stellungen, von denen aus sie dem Feind in den Rücken fallen sollten, und brachten damit größere Aktionen zum Scheitern, die dem Gegner starke Verluste gebracht hätten. Sie hatten dabei große Verluste und brachten andere Korporalschaften und Züge in die größte Gefahr.

Jener junge, verbitterte Bergmann hatte mit mir in einem verächtlichen Ton davon gesprochen, daß in unseren Kampfgruppen und unseren bewaffneten Streitkräften auf eine strenge Disziplin geachtet wird. Er stellte diese Disziplin dem preußisch-militärischen Kadavergehorsam gleich, der in der Hitlerwehrmacht herrschte und der in der westdeutschen Söldnerarmee unter dem Deckmantel einer Scheindemokratie seine Wiedergeburt erleben soll. Er haßt diesen Kadavergehorsam; das ist gut. Er versteht jedoch noch nicht, daß die Disziplin in den Kampfgruppen der Arbeiterklasse und in den bewaffneten Streitkräften unseres Staates aus dem Erkennen der Pflicht und aus dem Verantwortungsbewußtsein wächst. Er begreift noch nicht, daß wir den Feinden der Arbeiterklasse, unseres Staates und unseres Volkes nur trotzen und sie nur schlagen können, wenn in unseren Reihen eiserne Disziplin herrscht.

Diese Disziplin ist nicht zuletzt gegründet auf das feste Vertrauen zu einer Führung, die aus der Arbeiterklasse selbst wuchs, die im jahrzehnte-

langen Kampf tausendfach bewiesen hat, daß sie der Arbeiterklasse treu ergeben ist.

Aber wie war das damals? Welche schändliche und gemeine Rolle spielten doch auch in diesem stürmischen Jahr der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung die rechten SPD-Führer. Während an unserer Seite die sozialdemokratischen Arbeiter mit dem Gewehr in der Hand die Reaktion zu bezwingen versuchten, traten die rechten sozialdemokratischen Führer an die Seite der Konterrevolution, trugen das Gift einer verlogenen Demagogie in die Reihen der Arbeiterklasse, zersplitterten sie die Kraft der Arbeiterklasse. Niemals hätte uns die Reaktion bezwingen können, wenn wir als Klasse in einheitlichen und entschlossenen Aktionen gehandelt hätten.

Damals haben wir zurückweichen müssen, und wir haben dann erfahren, wie das ist, wenn die Arbeiterklasse ohne Waffen, ohne Gewehre ist. Nicht nur wir, die aktiv in diesem Kampf gestanden haben, sondern die ganze deutsche Arbeiterklasse. Zu Hunderten haben sie die Arbeiter erschossen, zu Tausenden haben sie die Arbeiter in die Kerker geworfen. So war das bis 1933. Und noch fürchterlicher war das nach 1933. Ob im Zuchthaus von Halle und Coswig in den Jahren 1935 bis 1938 oder im Konzentrationslager Buchenwald in den Jahren 1938 bis 1945 — überall habe ich nicht nur Kämpfer der Märzstürme 1920 und 1921 getroffen, sondern auch viele, viele Arbeiter, die damals nicht begriffen hatten, daß zum Arbeiter das Gewehr gehört. Sie hatten nicht gekämpft, aber die Faschisten haben sie deshalb nicht in Frieden gelassen. Ich habe sie dort in Buchenwald nicht nur getroffen, ich habe sie dort auch sterben sehen. Freiwild der Faschisten waren wir Arbeiter geworden. In sadistischster Weise haben sie uns gemartert und Zehntausende von uns ermordet. Trotz alledem — wir waren doch die Stärkeren. Unsere Siegeszuversicht haben sie nicht brechen können.

Um was wir damals in Eisleben gekämpft haben, das ist Wirklichkeit geworden. Der Heroismus klassenbewußter Arbeiter, die Leiden und Qualen von Millionen für die Sache des Fortschritts waren nicht umsonst. Unsere Sache hat in einem Teil Deutschlands gesiegt. Doch nicht in ganz Deutschland.

Das zwingt die deutsche Arbeiterklasse dazu, nicht in die Fehler von damals zu verfallen. Niemals wieder soll die Reaktion über uns triumphieren. Niemals wieder soll eine grausige Nacht um uns sein. Niemals wieder wollen wir Lohnsklaven der Profityrannen werden. Wir wollen im hellen Licht der Demokratie und des Sozialismus stehen. Unserer Hände Arbeit, all unsere schöpferischen Fähigkeiten sollen dem Wohlstand des Volkes dienen. Immer stärker soll der erste Staat der Arbeiter und Bauern in der Geschichte Deutschlands — unsere Deutsche Demokratische Republik — werden: Unseren Klassenbrüdern und allen Werktätigen im Westen unseres Vaterlandes als das Beispiel, das sie zum Kampf gegen Ausbeuter





und Militaristen anspricht; den Feinden unseres Volkes und der deutschen Arbeiterklasse als eine uneinnehmbare Bastion. Das ist die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse in der Deutschen Demokratischen Republik. Sie kann diese Aufgabe nur vollends lösen, wenn jeder Arbeiter die Wahrheit des Wortes in ihrem innersten Wesen begreift:

In die Hände des Arbeiters gehört das Gewehr!

*Gunter Gieseler*

Träger des Vaterländischen  
Verdienstordens in Bronze

---

Herausgegeben vom Zentralkomitee der SED, Abteilung Agitation und Presse / Rundfunk,  
Ag 64/55 DDR Januar 1956